

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

2 (1957)

son.
Scholz

2

HEIMAT

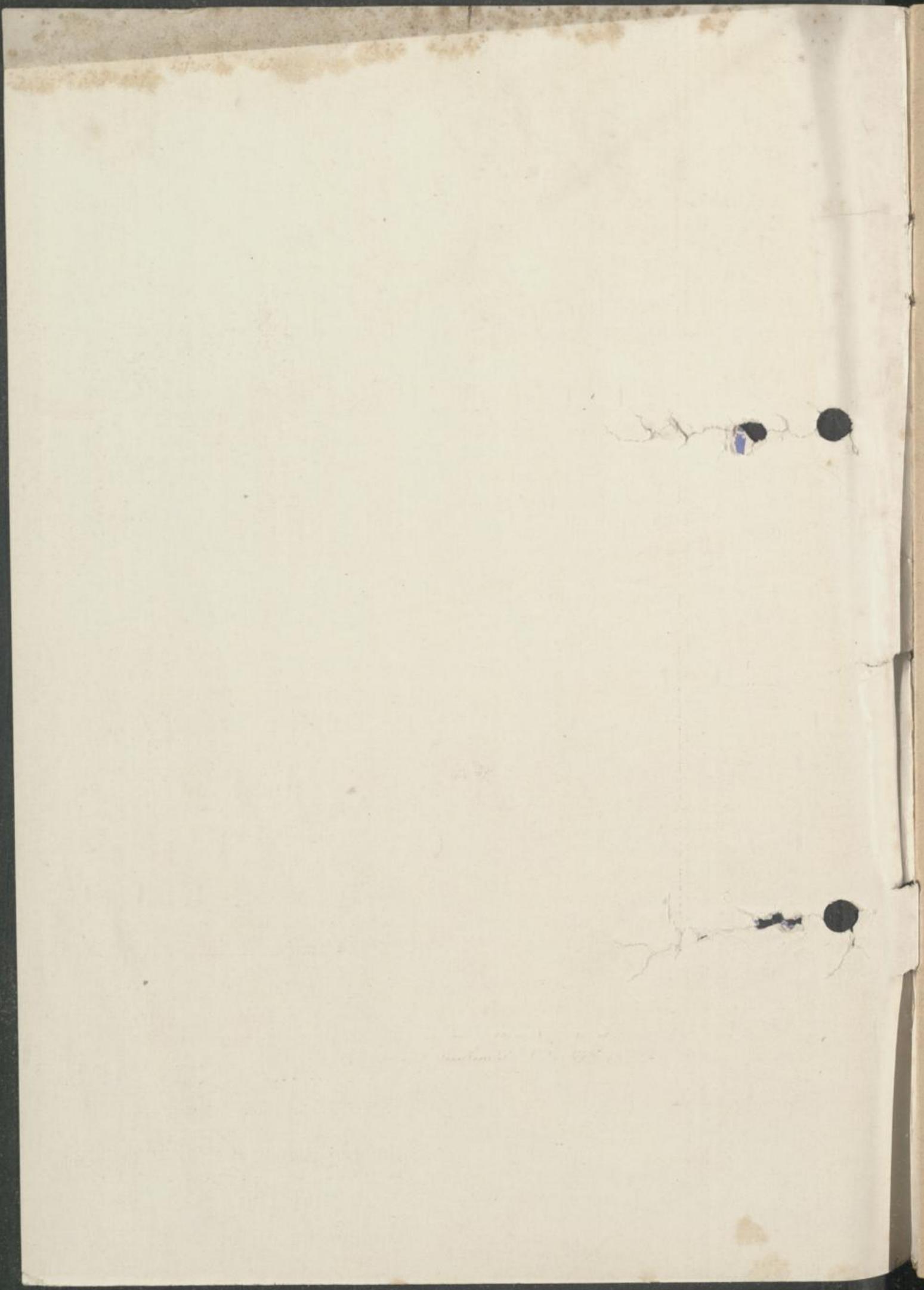
Unser



P/A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Prignitz



Eine Wanderung durch die Breddiner Schweiz

Ist es nicht ein wenig anmaßend, daß bißchen Wald und Wasser, das kleine, schmale Tal mit dem Namen des herrlichen Alpenlandes zu bezeichnen?

Wir sehen bei uns keine schneebedeckten Bergriesen in die Wolken ragen, keine Gletscherbäche über Felsen und Abhänge stürzen, keine Sennhütten sich an die Berghänge schmiegen, keine blauen Seen aus lieblichen Tälern leuchten: wir treffen weder Sennen noch Gemsjäger — und dennoch haben wir der schönsten Landschaft unserer Feldmark diesen Namen gegeben.

Unsere Schweiz soll uns ein klein wenig das Schweizerland ersetzen. Wie es eine Ruppiner, eine Märkische und eine Holsteinische Schweiz gibt, so besitzen wir unsere Breddiner Schweiz. Sie erhebt keinen Anspruch, die schönste zu sein. Trotzdem hat auch sie ihre Schönheiten, und ein Naturfreund wird ihr manche Reize abgewinnen.

Wenn wir vom Breddiner Bahnhof auf der Dorfstraße nach Süden wandern, sehen wir zur rechten Hand, ehe wir den Ausgang des Dorfes erreichen, den Stadtweg, der durch den Wald nach Havelberg führt. Diesem Weg folgen wir. In einer Viertelstunde treffen wir am Waldrand auf eine kleine Brücke, unter der der „Ückernbach“ dahinrauscht. Auf der Karte führt er den Namen „Königsfließ“ oder auch „Mühlengraben“. Er ist ein Abfluß des Bendeliner Luches. Vom Osten her kommt ein zweiter Arm aus der Kötzliner Richtung, der in der Nähe von Schönermark seine Quelle hat. Beide fließen einige Zeit lang nebeneinander her, um sich kurz vor dem Bahndamm zu vereinigen. Auf weiter Strecke bildet nun der Bach die Grenze zwischen Breddin und Damelack und vom Walde ab bis nach Kümmernitz die Grenze zwischen den Kreisen Kyritz und Havelberg. Nach vielem Hin und Her gelangt er endlich nach Voigtsbrügge, wo ihn die Neue Jägelitz aufnimmt.

Wir gehen über die Brücke ein paar Schritte in den Wald hinein, biegen nach links ab und folgen einem breiten, ebenen Waldpfad. Links am Waldrand windet sich ein Bächlein durch das Gebüsch. Hohes Farnkraut, Haselgebüsch und Kieferngesprüpp umsäumen unseren Pfad. Nach etwa fünf Minuten kommen wir an die alte Poststraße von Kyritz nach Havelberg. Wir wenden uns bachwärts und sehen vor uns einige Gehöfte liegen, die

den Namen „Obermühle“ führen. Wie der Name andeutet, hat hier vor Zeiten eine Mühle gestanden, die man zum Unterschiede von der Kümernitzer Mühle, der „Untermühle“, die stromab liegt, „Obermühle“ genannt hat. Heute klingt kein Geklapper mehr an unser Ohr, längst schon ist die Mühle verschwunden.

Bei „Obermühle“ beginnt der schönste Teil unserer Wanderung. Hinter dem Feldgraben werden die Ufer des Baches höher, seine Windungen zahlreicher, seine Strömung stärker. Buchen, Eichen, Erlen und Haselgebüsch drängen sich an seine Ufer, sie gedeihen hier in üppiger Fülle. Wir folgen dem Bach auf seiner linken Seite und sind gleich hinter „Obermühle“ in dem tief eingeschnittenen Tal, das sich mehr oder weniger schmal bis nach Kümernitz hinzieht. Früher war es möglich, über einen schmalen Steg auf das rechte Ufer zu gelangen; denn auch auf diesem Ufer ist eine Wanderung für sportgewandte Naturfreunde möglich. Leider ist der ehemals schöne Pfad auf dem linken Ufer seit dem letzten Kriege von Jahr zu Jahr immer schlechter geworden.

Während wir uns in dem Tal umsehen, und während wir die mehr als fünf bis sechs Meter abfallende Uferwand betrachten, wollen wir ein wenig über die Entstehung unserer Schweiz plaudern.

Vor vielen Jahrtausenden, als die großen Gletscher der Eiszeit mehr und mehr abtauten und sich nach Norden zurückzogen, wurde unser Fließ geboren. Das Schmelzwasser, das sich im Bendeliner Luch sammelte, suchte einen Abfluß nach dem Urstrom, der seine unermesslichen Fluten durch das Rhinluch und durch das Dossebruch in das breite Elbtal wälzte. Gewaltige Wassermassen müssen damals ihren Weg durch „unsere Schweiz“ gefunden haben. Durch jahrtausendlange Arbeit des wilden Gewässers wurde sein Bett immer tiefer in den Boden gegraben, bis endlich das schmale, tiefe Tal mit den schroffen Uferwänden entstand, wie wir es heute noch vor uns sehen. Mit der Zeit verlief sich das Wasser, und es blieb nur noch das schmale Bächlein übrig, wie es jetzt in vielen Windungen, eilenden Laufes dahinfließt.

Der Pfad, auf dem wir wandern, ist teilweise von dichtem Gezweig der Bäume und Sträucher eingehüllt. Jetzt weitet sich das Tal, und wir kommen an einen sanft geneigten Talhang, auf dem gewaltige Kiefern ihre dunklen Wipfel erheben. Das weiche Moos ladet ein zur Raſt. — Im Frühling kannst du dich hier an Buschwindröschen und Maiglöckchen erfreuen. Im Sommer wird das findige Auge Walderdbeeren entdecken. Knackst du gern Nüsse, so kannst du im Herbst zahlreiche Haselnüsse finden. — Jenseits des Baches hat sich unter dem Schutz mächtiger Buchen eine Gruppe junger Fichten an das Wasser herangedrängt. Hier ist es, wo das Wild ungestört zur Tränke schreiten kann. Wenn du Glück hast, siehst du zur Sommerzeit die Rehmutter mit ihren Kleinen vorsichtig zu Tal steigen. Schön ist die Wanderung an einem stillen, sonnigen Herbsttag. Der Wald

leuchtet in allen Farben. Durch die schon gelichteten Kronen flutet das Sonnenlicht. Die rotbraunen Blätter der Buchen funkeln wie flüssiges Gold. Unter den Füßen des Wanderers raschelt das abgefallene Laub. Keine Vogelstimme ist zu hören, nur das Glucksen des Wassers unterbricht die Stille. Aus der Bläue dringt ein ferner Schrei in die Waldeinsamkeit. Eine lange Kette Kraniche zieht südwärts. An einer alten Kiefer klopft der Specht. Von „Obermühle“ her zerreißt scharfes Hundegebell hin und wieder die friedliche Stille. Die Sonne sinkt tiefer, die Dämmerung zieht herauf und hüllt alles in ein düsteres Grau.

Wie ganz anders ist es im Winter, wenn der Sturm sich in den Wald wirft und den Schnee durch die kahlen Kronen peitscht. Das ächzt und stöhnt, das braust und donnert! So mancher morsche Riese, so manches junge Bäumchen hat an solchen Sturmtagen sein Ende gefunden. Dann ist es hier nicht gut sein.

Wie schön ist es aber zur Frühlingszeit, wenn die Knospen sich entfalten und das erste junge Grün neugierig in den Sonnenschein lugt. Die munteren Sänger sind von ihrer Winterreise zurück, und ihre Lieder klingen hell und froh aus Bäumen und Büschen. Selbst der Bach eilt geschwinder dahin. Er hat über Winter an Wasser zugenommen; er schäumt und rauscht gegen die Ufer und sprudelt über die morschen Äste, die ihm den Weg versperren. Und die ersten Frühlingsblumen säumen seine Ufer.

Wir wandern weiter. Die Hänge kommen wieder näher an das Fließ heran, sie engen es ein, und zugleich werden sie schroffer. Wir klettern auf schmalem, schlüpfrigem Pfad am steilem Hang dahin. Gib acht! — Ein Fehltritt, und du stürzt hinab, wenn es dir nicht gelingt, den Stamm einer jungen Buche zu ergreifen. — Nun wendet sich der Bach und fließt in Schlangenlinien von uns fort, um bald wieder zu uns zurückzukehren. Noch 10 Minuten, und das Tal weitet sich zu dem Mühlenteich von Kümmernitz. Hier teilt sich der Bach und windet sich in zwei Armen durch den versumpften Teich. Über die beiden Arme führten früher Stege auf die rechte Seite des Tales. Leider sind diese längst verschwunden. Mögen sie gar bald durch neue ersetzt werden! Alte Buchen, zum Teil schon morsch, umsäumen den Teich, der bedauerlicherweise mehr und mehr verlandet. So mancher alte Baum mit seinem Stamm und seinen Ästen modert im Schlamm. Früher leuchteten hier weiße See- und gelbe Teichrosen, und an dem moorigen Ufer lagen Muscheln, die von den Kindern gesammelt wurden.

An unser Ohr dringt ein Rauschen. Nach kurzer Zeit stehen wir an einem Wehr, wo das Wasser auf einer gemauerten Gleitbahn schäumend und brausend in einen tiefen Talkessel stürzt, um dann schnell weiter nach Kümmernitz zu strömen. Vor uns, hinter dem Gewirr von Bäumen und Büschen, hat die alte Kümmernitzer Wassermühle gestanden, deren Räder noch am Ende des vorigen Jahrhunderts emsig klapperten. Jetzt erinnert

nur noch der tiefe Wasserkessel, in dem sich einst das große Schaufelrad drehte, an vergangenes Leben und Treiben.

Gegenüber dem Wasserfall, auf unserer Seite, erhebt sich eine hohe, bewaldete Düne, die von den Kindern gern „erstiegen“ wird. Wie herrlich läßt es sich hier spielen! Mit Riesenschritten kann man um die Wette abwärts sausen. An den Ostertagen trudeln die Kinder gern ihre Ostereier den Berg hinab. Sie nennen ihn darum den „Osterberg“.

Wir wenden uns, umgehen den Talkessel, sehen uns noch einmal dem Wasserfall gegenüber und überschreiten wieder unseren Bach. An der Försterei Kümmernitz vorüber, die rechts vor uns liegt, führt die Chaussee von Havelberg nach Breddin. Auf ihr wandern wir in einer halben Stunde zurück in unser Heimatdorf.

Natur- und Heimatfreunde, nehmt euren Wanderstab, macht euch auf und kommt und seht! Opfert einen Sonntag, und ihr werdet befriedigt heimkehren! Vor allem, ihr Breddiner, vergeßt eure Schweiz nicht! Wißt, daß nicht viele Orte eine solche Naturschönheit besitzen, wie ihr sie euer Eigen nennt! Darum wandert hindurch, so oft ihr nur könnt! In „eurer“ Schweiz redet die Heimat eine ganz besondere Sprache. Sie wird euch die Heimat lieb und wert machen.

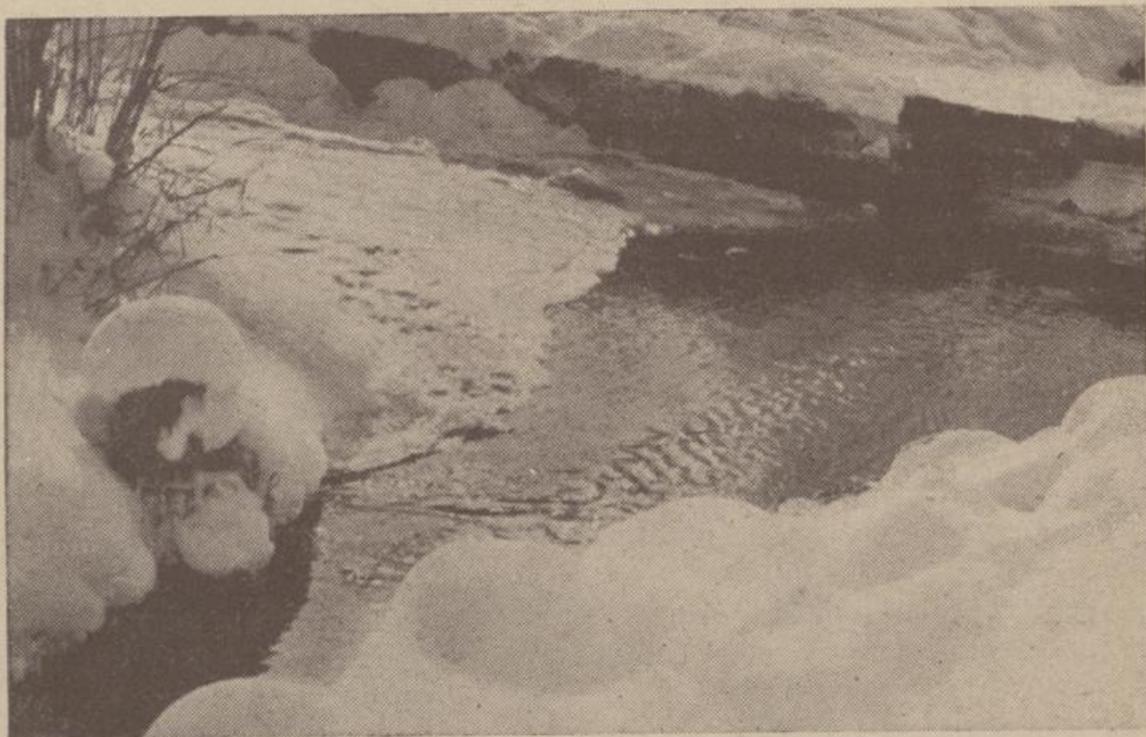


Foto: Reinhard Sauer, Perleberg

Bach im Winter

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

Fortsetzung aus Heft 10/56

Neues Leben beginnt im Mai 1945

In den frühen Morgenstunden des 3. Mai erfolgte bei herrlichstem Sonnenschein der Einmarsch der sowjetischen Truppen durch die Straßen der Stadt. Aus jedem Haus wehte die weiße Fahne.

Vom Stadtkommandanten war ein Aufruf erlassen. Jeder arbeitsfähige Bürger sollte seine alte Arbeit wieder aufnehmen.

Nun konnte ein neues Leben seinen Anfang nehmen!

Wie sah es aber auf dem Wittenberger Bahnhof aus? 15 Weichen, 900 m Gleis und das Stellwerk Wik waren zerstört. In den Gleisanlagen lagen oder standen zerstörte und ausgebrannte Wagen. Munition und allerlei Gerät lag umher, auch Tote fehlten nicht.

Der Güterschuppen war abgebrannt. Das Reichsbahnausbesserungswerk hatte unter Granatsplittern gelitten, die sehr viel Glasschaden verursacht hatten.

Im Bahnbetriebswerk Wittenberge sah man die Folgen von fünf Bombeneinschlägen und 32 Artillerietreffern. Überall Zerstörung, Chaos und Ratlosigkeit.

Die Wittenberger Eisenbahner kamen zum Teil schon bis zum Mittag des 3. Mai wieder zu ihren Dienststellen. Damals zeigten sich die Aktivisten der ersten Stunden. „Wir müssen aufräumen, den Schutt beiseite schaffen, wiederaufbauen; denn ohne Eisenbahn können wir nicht leben.“ Das war der Geist bei einer Anzahl der vorhandenen Eisenbahner.

Im Bahnbetriebswerk Wittenberge meldeten sich im Laufe des 3. Mai 479 Eisenbahner zur Wiederaufnahme der Arbeit. Wittenberge gehörte damals zur Reichsbahndirektion Hamburg und war von dieser abgeschnitten. So war es nicht verwunderlich, daß die Leiter der Reichsbahnämter

kopflös waren, weil keine Anordnungen von „oben“ kamen. Alte Gewerkschafter übernahmen das Kommando, organisierten das Aufräumen und die Wiederaufnahme des Verkehrs.

Diese ersten Organisatoren waren:

„Karl Seidel †, Karl Schröder †, Gustav Werner,
Walter Rönnpag †, Paul Krause, Wilhelm Huse,
Max Opitz, Erich Kenzler u. a.“

Nun ging die Arbeit langsam aber stetig voran. Die Eisenbahner trugen weiße Armbinden mit der Aufschrift „Eisenbahner“ in russischer Schrift und konnten mit diesem sichtbaren Ausweis ihrer Tätigkeit ungehindert nachgehen.

Die schlechte Arbeitsmoral kennzeichnete sich aber bald durch einen hohen Krankenstand. Von den am 3. 5. gemeldeten Eisenbahnern waren

von 271 ehemaligen Beamten	20 % und
von 208 Arbeitern	21,3 %

krank. Von 72 vorhandenen Lokomotiven waren 11 in kürzester Zeit wieder betriebsfähig.

Schon nach einigen Tagen des Aufräumens konnte in Richtung Lüneburg bis Dömitz und in Richtung Hamburg bis Klein-Warnow gefahren werden. In Richtung Berlin und Magdeburg war der Verkehr unterbrochen. Auf der Strecke bis Berlin waren kleinere Brücken und Durchlässe gesprengt. Die große Elbbrücke war noch in den letzten Tagen gesprengt worden. Ein großer und ein kleiner Bogen lagen im Strom, und auch ein Strompfeiler war beschädigt. Die wichtige Süd-Nord-Verbindung von Magdeburg war für längere Zeit unterbrochen.

Am 8. Mai übernahmen sowjetische Eisenbahnertruppen die Leitung des Eisenbahnbetriebes. Mit dem Eintreffen sowjetischer Pioniere wurden die kleineren Brücken und Durchlässe behelfsmäßig hergestellt und auch die Notbrücke über die Elbe wurde sofort in Angriff genommen.

Die Umstellung auf den eingleisigen Betrieb erforderte umfangreiche Arbeiten an den Sicherungsanlagen.

In den nachfolgenden Ausführungen ist im wesentlichen die Aufbauarbeit des Bahnbetriebswerkes Wittenberge behandelt

Wenn auch ein guter Stamm Eisenbahner im Mai die Arbeit begonnen hatte, so waren es bei der damaligen Arbeitsproduktivität aber viel zu wenig, um schnell wieder in die Höhe zu kommen. Die Zerstörungen, die

der Hitlerfaschismus hinterlassen hatte, waren überall viel zu groß und die allgemeinen Hemmnisse nicht unbedeutend.

Die Versorgungslage war unzureichend, der Hunger groß, und jeder trachtete nur danach, Lebensmittel für die geleistete Arbeit zu erhalten.

„Wo kann ich was organisieren?“, das war die Frage der Zeit.

Es war ein stetes Kommen und Gehen. Aus der Kriegsgefangenschaft Entlassene, Flüchtlinge, die ihre Angehörigen suchten, und auch Abenteurer trugen zur schlechten Arbeitsmoral und Fluktuation bei. Kontrolle am Arbeitsplatz gab es nicht; denn nur wenige fühlten sich verantwortlich. Arbeit war zwar genügend vorhanden, doch Gleichgültigkeit, Lethargie und Mutlosigkeit machten sich in der täglichen Arbeit hemmend bemerkbar. 12 Jahre Hitlerfaschismus und die anschließende Katastrophe hatten die gesellschaftliche Moral und auch die Arbeitsmoral unermesslich geschwächt. Während der einsichtige Teil der Arbeiterschaft die Not durch Fleiß und Anstrengungen zu überwinden suchte, verfiel ein Teil der Eisenbahner in Unmoral, Egoismus und geriet in die Hände von Schiebern und Spekulanten. Material und Werkzeuge wurden gestohlen und gegen Lebensmittel eingetauscht.

Besser wurde es, als im Juli 1945 die Gründung der politischen Parteien erlaubt wurde. In kürzester Zeit hatten sich viele Genossen in der KPD und Genossen in der SPD politisch organisiert.

Die gewerkschaftliche Organisierung machte ebenfalls gute Fortschritte, und es waren bis Ende 1945 74 Prozent der Belegschaft in der IG-Eisenbahn im FDGB vereinigt.

Schwierigkeiten im persönlichen Leben und Schwierigkeiten im Produktionsprozeß galt es täglich zu überwinden. Die organisierte Arbeiterschaft wurde aber auch täglich aktiver. Die Anfänge der gesellschaftlichen Arbeit mußten sich schließlich in Produktionserfolgen ausdrücken.

Einige Tage gab es auch eine Reichsbahndirektion Wittenberge. Sie kam aber über das Anfangstadium nicht hinaus. Später wurde der von der Rbd Hamburg getrennte Teil der Eisenbahn der Reichsbahndirektion Schwerin angegliedert.

Im September 1945 wurde die Deutsche Reichsbahn in deutsche Hände übergeben. Was diese Übergabe zu bedeuten hatte, daß sie ein geschichtlicher Wendepunkt im Leben des deutschen Volkes war, daß die Eisenbahn nun zum ersten Mal in der Geschichte des deutschen Volkes Volkseigentum wurde, das konnte man, weil alles noch neu und fremd war, nicht fassen, es kam den meisten Eisenbahnern damals nicht zum Bewußtsein. An der bisherigen Organisationsform der Deutschen Reichsbahn änderte sich vorläufig nichts. Am 3. 8. 1945 wurde die Dienststellenleitung des Bahnbetriebswerkes gewechselt. An Arbeit fehlte es nicht. Auf allen Bahnhöfen in der Umgebung waren schadhafte Lokomotiven abgestellt. Diese wurden lauffähig gemacht und dem Bahnbetriebswerk zur Ausbesserung

zugeführt. Große und kleinere Ausbesserungen wurden ausgeführt und der Betriebslospark vergrößerte sich von Monat zu Monat.

	Bestand	davon betriebsfähig
Mai	72	11
Juni	75	33
Juli	88	26
August	74	32
September	90	45
usw.		

Sehr viele Lokomotiven, ausgebessert und mit neuem Anstrich versehen, traten die Fahrt nach Berlin an und kehrten nicht wieder zurück. Etwa 30 Lokomotiven wurden auf diese Art dem Bahnbetriebswerk abgezogen, weil die Berliner im Wiederaufbau noch weit zurück waren. Aber an Schadlokomotiven mangelte es im Berliner Raum damals auch nicht.

Die Wittenberger Eisenbahner haben aber nicht nachgelassen und mit zähem Fleiß immer mehr Lokomotiven fertiggestellt. Bis zum Jahreschluß wurden auch schon 493 949 km mit Zügen gefahren.

Das Kohlenlager hatte im Mai keine großen Bestände. Die Kohlenzufuhr war mangelhaft, weil die Kohlengruben noch wenig förderten und der direkte Zuführungsweg über die Elbbrücke unterbrochen war. Man mußte die Brennstoffvorräte mit Holz strecken. In den Wäldern bei Dömitz wurde von den Eisenbahnern Holz geschlagen. Bald war eine Kreissäge gebaut und aufgestellt, und bis zum Jahreschluß wurden 940 rm, mit Braunkohlenbriketts vermischt, verfeuert.

Als in den ersten Septembertagen die Behelfsbrücke (Holzbrücke) über die Elbe fertiggestellt war, da rollten nach und nach die Kohlenzüge vom Süden heran. Die Behelfsbrücke war seitlich neben der Brücke auf Pfahljoche montiert. Mit 10 km/h wurde sie befahren, blieb aber besonders im Winter eine Gefahrenquelle, weil das Treibeis sich leicht festsetzen und zur Zerstörung der Behelfsbrücke führen konnte.

Aber auch die Versorgung der Stadt war immer wieder wegen Kohlenmangels äußerst bedenklich. Damit die Bäcker Brot backen konnten, wurde der Stadt Wittenberge mancher Waggon leihweise überlassen.

Schwierigkeiten traten innerhalb des Bahnbetriebswerkes immer wieder an den Bekohlungsanlagen auf, weil der Greiferkran fehlte. Durch einen Bombenvolltreffer war dieser restlos zerstört. In dem auf dem Bahnhof Wittenberge abgestellten Rückfuhrgut hatte der Elektromeister Otto Köning einen Ersatzkran ausfindig gemacht und mit dem Umbau sofort begonnen.

Bis zum Jahresende war die im Bw Wittenberge stationierte Lokkolonne 22 mit 30 Lokomotiven ausgerüstet. Auch der Kraftverkehr wurde von den



Foto: Bönisch, Wittenberge

*Die Elbbrücke nach der Sprengung am 12. April 1945
Rechts im Bilde die neuerrichtete Notbrücke*

Eisenbahnern nicht vernachlässigt. Einige Lastkraftwagen mit Generatorantrieb wurden fahrfertig gemacht und für die Versorgung der Stadt eingesetzt. Zucker aus Anklam und Prenzlau sowie Gemüse aus der Umgebung wurden herbeigeschafft.

Daß die Lastkraftwagen so bald einsatzfähig waren und der Stadtverwaltung bei ihrer schwierigen Arbeit Hilfe geleistet wurde, war vornehmlich der Initiative des Kraftfahrers, Genossen Walter Kegel, zu verdanken, der weder Zeit noch Mühe scheute, um den bekannten Reifen- und Ersatzteilmangel zu überbrücken.

Die Ausbildung von Nachwuchskräften wurde nicht vergessen. Schon im November 1945 wurde den jungen Schlossern theoretisch Lokomotivkunde erteilt und somit rechtzeitig für Lokomotivführernachwuchs gesorgt.

Aufbauwillige Kräfte waren vorhanden, aber es galt noch vieles wieder aufzubauen. Der Weg von Mai bis Dezember 1945 war schwer, doch erfolgreich beschritten. Die Beschäftigtenzahl stieg von 479 auf 741 Ende 1945.

Fortsetzung folgt

Einiges über die wirtschaftliche Struktur des Kreises Pritzwalk

Wir hoffen, den Wünschen vieler unserer Leser zu entsprechen, wenn wir in den nachstehenden Zeilen einen kleinen Einblick in die wirtschaftliche Struktur unseres Heimatkreises Pritzwalk geben, der im Zuge der demokratischen Verwaltungsreform im Herbst des Jahres 1952 zusammen mit den Kreisen Kyritz und Wittstock aus dem ehemaligen Kreis Ostprignitz und Teilen des Kreises Westprignitz entstanden ist.

Unsere Betrachtung geht von zwei Zahlen aus, die die Grundlagen unseres wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens in unserem Kreise bilden. Es ist einmal die Bodenfläche unseres Kreises mit insgesamt 75 270 ha und zum anderen die Zahl unserer Einwohner mit 40 065 Männern, Frauen und Kindern am 31. Dezember 1955.

Von der Gesamtbodenfläche entfallen

auf Ackerland	46000 ha = 61,3 %
auf Wiesen und Weiden	11000 ha = 14,7 %
auf Waldungen	11400 ha = 15,2 %
zusammen also	68400 ha = 90,9 %
Die restliche Fläche von	6870 ha = 9,1 %

wird von Straßen- und Bahnanlagen, von bebauten Grundstücken, von Gewässern, von Kleingärten und ein verschwindend kleiner Teil auch von Öd- und Unland eingenommen.

Gesamtbodenfläche des Kreises 75 270 ha

Ackerland	Wald	Wiesen und Weiden	Sonstige
-----------	------	-------------------------	----------

Der interessierte Leser fragt, nach Kenntnisnahme der obigen Zahlen der Bodenverteilung, unwillkürlich nach den Besitzverhältnissen des Ackerlandes, der Wiesen und Weiden. Welche Eigentumsformen bestehen nach Durchführung der Enteignung des Großgrundbesitzes durch die Bodenreform und der ökonomischen Entwicklung auf dem Lande, das heißt des genossenschaftlichen Zusammenschlusses vieler Bauern in landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften in den letzten Jahren, zur Zeit? Die Statistik gibt uns Auskunft. Sie sagt:

Im Kreise Pritzwalk haben von den 56 826 ha Ackerland, Wiesen und Weiden in der Bewirtschaftung und im Besitz

5 Volkseigene Güter	2204 ha = 3,9 %
67 Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften	21829 ha = 38,4 %
2716 Klein-, Mittel- und Großbauern	29963 ha = 52,7 %
örtliche landwirtschaftliche, sonstige volkseigene und öffentliche Betriebe und Kleinstwirtschaften unter 1 ha	2830 ha = 5,0 %
Landwirtschaftliche Nutzfläche 56 826 ha	

Privatbesitz	Sonstige Besitzer	VEG	LPC
--------------	----------------------	-----	-----

Die Aufgliederung des privatbäuerlichen Eigentums an Ackerland, Wiesen und Weiden ergibt folgendes Bild:

Zahl der Betriebe	Größenklasse	Bodenfläche
606	1— 5 ha	1742 ha
1217	5— 10 ha	10782 ha
649	10— 20 ha	9568 ha
231	20— 50 ha	7155 ha
13	50—100 ha	716 ha

Von den 67 Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften arbeiten 10 nach Typ I und die anderen 57 nach Typ III.

Die fünf Volkseigenen Güter sind: Putlitz-Burghof, Groß-Langerwisch, Kammermark, Horst und Obstbau Pritzwalk.

Von unseren Einwohnern zunächst eine Übersicht über die altersmäßige und geschlechtliche Zusammensetzung:

Alter in Jahren	insges.	männl.	weibl.
— 6	4418	2305	2113
6—15	4894	2550	2344
15—18	2504	1295	1209
18—25	4418	2279	2139
Männer 25—65	7780	7780	
Frauen 25—60	9872		9872
Männer 65 und älter	2049	2049	
Frauen 60 und älter	4130		4130
z u s a m m e n :	40065	18258	21807

Ein erster Blick auf diese Aufstellung führt uns deutlich die Folgen zweier Kriege vor Augen und mahnt uns auch hier, in unserem Kampf für den Frieden niemals zu erlahmen und immer an die Schrecken eines Krieges zu denken. 3549 Frauen mehr als Männer. Dieser Frauenüberschuß liegt ausschließlich im Alter über 25 Jahren und beträgt relativ gesehen sogar 4173 in den Altersgruppen über 25 Jahren. Bis zu diesem Alter ist das männliche Geschlecht auch das zahlenmäßig stärkere. Welches Schicksal, wieviel Leid, Not und Entbehrung verbergen sich hinter dieser erschreckend hohen Zahl?

Weiter ersehen wir aus dieser Tabelle die Anzahl der alten Einwohner unseres Kreises, die fast ausschließlich Altersrentner sind. Es sind 6179 Männer und Frauen, denen die Regierung unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates durch die Erfolge unserer friedlichen Arbeit, der dadurch bedingten guten wirtschaftlichen Entwicklung und ihrer ständigen Sorge um das Wohl unserer Menschen monatlich durchschnittlich eine Erhöhung ihrer Renten um 30,— DM gewähren konnte. 2 000 000,— DM werden allein in unserem Kreis den Lebensabend unserer Alten ab Dezember 1956 verbessern und verschönern.

Am 31. Dezember 1955 lebten und wohnten

in der Kreisstadt Pritzwalk	9671,
in Meyenburg	2906,
in Putlitz	2685 und
in den übrigen 62 politischen Gemeinden unseres Kreises	24803 Menschen

Pritzwalk	Meyenburg	Putlitz	Landgemeinden
-----------	-----------	---------	---------------

Von unseren 40 065 Einwohnern waren an dem obigen Tage

18 914 erwerbstätig,
 6 179 Frauen und Männer über 60 bzw. 65 Jahren,
 9 312 Kinder bis zu 15 Jahren und
 5 660 ohne Beruf bzw. nicht ständig beschäftigt.

In der letzten Zahl sind unsere Hausfrauen, Lehrlinge, Mittel- und Oberschüler enthalten.

Mit einer kleinen Übersicht über die Art der Beschäftigung unserer erwerbstätigen Einwohner wollen wir unsere heutige Betrachtung abschließen.

Von den rund 19 000 erwerbstätigen Menschen in unserem Kreis arbeiteten am letzten Tage des vergangenen Jahres rund

- 12 000 in der Landwirtschaft,
- 2 100 im Handel,
- 1 900 in der Industrie und im Handwerk,
- 800 in der Bauwirtschaft,
- 400 im Verkehr und
- 1 800 in sonstigen Berufen, darunter Ärzte, Krankenschwestern, Lehrer, Angestellte in Verwaltungen usw.

Landwirtschaft	Handel	Industrie und Handwerk	Bau- wirtschaft	Verkehr	Sonstige
----------------	--------	------------------------------	--------------------	---------	----------

Unschuldig

Nach einer wahren Begebenheit geschrieben von Martha Thiedke,
verstorben 1945 in Lenzen (Elbe)

Fru Amtmann Fett ut Unbesandten
woll reisen ens to ehr Verwandten.
Se luhrt nu up de Bohnstation
gewiß dreivittel Stunden schon.
Dunn füng se an, ehr Stull to kaun —
un denn güng's rasch noch rin: För Fraun . . .

Up ens, da löpt de Zuch all in.
Fru Amtmann Fett will nu geswinn
ut' Dör — da sitt dei Riegel fast.
Se stemmt sick mit ehr ganze Last
so dull se kann nu an de Dör;
de Riegel geiht nich trüch, nich vör.

Se fangt nu luthals an to schrein,
doch von de Lüt, dor hört ehr kein. —

Nu fleut de Zuch, un vullem Draw
sust von de Bohnstation he af.
Dunn is de Bohnhoff werrer leer,
un keiner hört ehr Jammern mehr.
De Klock sleit söben, se sleiht acht,
dat wätt nu düster all so sacht
un allens is so musing still.
Fru Amtmann sitt nu up de Brill
un kann et immer noch nich foten,
dat se so hülflos hier insloten.

Da — endlich — up ehr stille Bitt
hört se en fasten Männerschritt.
Nachtwächter Furcht mökt sienen Gang
üm düsse Tied hier ümmer lang.
Up ehr Geschrei mökt mütt en Wupp
de Dör „För Fraun“ he werrer up
un will ehr nun von innen wiesen,
wo man upkriegt son Slott von Isen.

Dor snappt de Riegel werrer to
un nu sünd twee dor in dat Clo.
De ganze Nacht hems dor nu stohn,
denn kein von ehr woll sitten gohn.
So köm' oll Furcht un Amtmanns Fru
unschüllig to dütt Rangdewuh.

Fröhmorgens hörten se denn gohn
de Lüt wä no de Iserbohn.
En junge, dralle Buernmaid,
de hett de beiden denn befreit. —

Alleen kümmt meistens keen Malhür:
int Nacht wär west noch grotes Führ.
De Bürgermeister, „Hell“ mit Nomen,

löt sich dan Nachtwächter nu komen
un schimpt, he wär nich up'n Posten,
dütt künn em Kopp un Krogen kosten.
Dat Führ, dat wär so grot nich worn,
wenn he gliek tut harr in sien Horn.

Oll Hell em upt Gewissen frögt,
wo he de Nacht wä to har bröcht.
Un hätt em in Predulje jogt,
dat he to lögen nicht mehr wogt.
„Herr Bürgermeister, dat Se 't weten,
ick hew int Clo ‚För Fraun‘ seten.“

No öwerst wärt erst richtig slimm,
de Bürgermeister seggt voll Grimm,
sön Quatsch künn he em hier nich segn,
he müßt dafür erst Tügen brengen.
„Jo“, sächt oll Furcht, „in mien Arrest
is Amtmann Fettsch noch bi mi west.“
Un drögt denn sienen Chef nu vör,
wo komen wär düt Nachtmallör.

Fru Amtmann Fett kreg nu nen Breef,
worin ehr dat Gericht denn schrew,
se soll as Tüg man bloß fungiern,
se brukt sich wierer nich schaniern.
Se würr blos frogt — ganz im Vertraun —
ob's wär mütt Furcht int Clo „För Fraun“.

So kömen upt Gericht twe Sünnner,
un beid so unschüllig as Kinner.

Merk up:

Is wo en Riegel an de Dör,
so schuf em nich so ilig vör.
Du wetst — un dat is jo bekannt —
erst ist'n Mück — un denn 'n Elefant.

Die Wüstungen der Ostprignitz

Unter einer Wüstung verstehen wir schlechthin eine eingegangene, vormals als dauernder Wohnsitz dienende Siedlung, also ein Dorf. Die weitere Begriffsfassung rechnet zu den Wüstungen jedoch auch eingegangene Einzelsiedlungen, soweit sie dauernd bewohnt waren, wie Einzelgehöfte, Ziegeleien, Teer- und Kalköfen, Glashütten, Forsthäuser, Chausseehäuser, Gutshöfe und Mühlen. Schließlich aber müßte man auch jene Siedlungen in den Begriff der Wüstung einbeziehen, die einstmals als Industrie- oder Wirtschaftsanlage errichtet, heute wohl noch bestehen, aber nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung dienen (Gadower Glashütte, Kuhl- mühle, Walkmühlen).

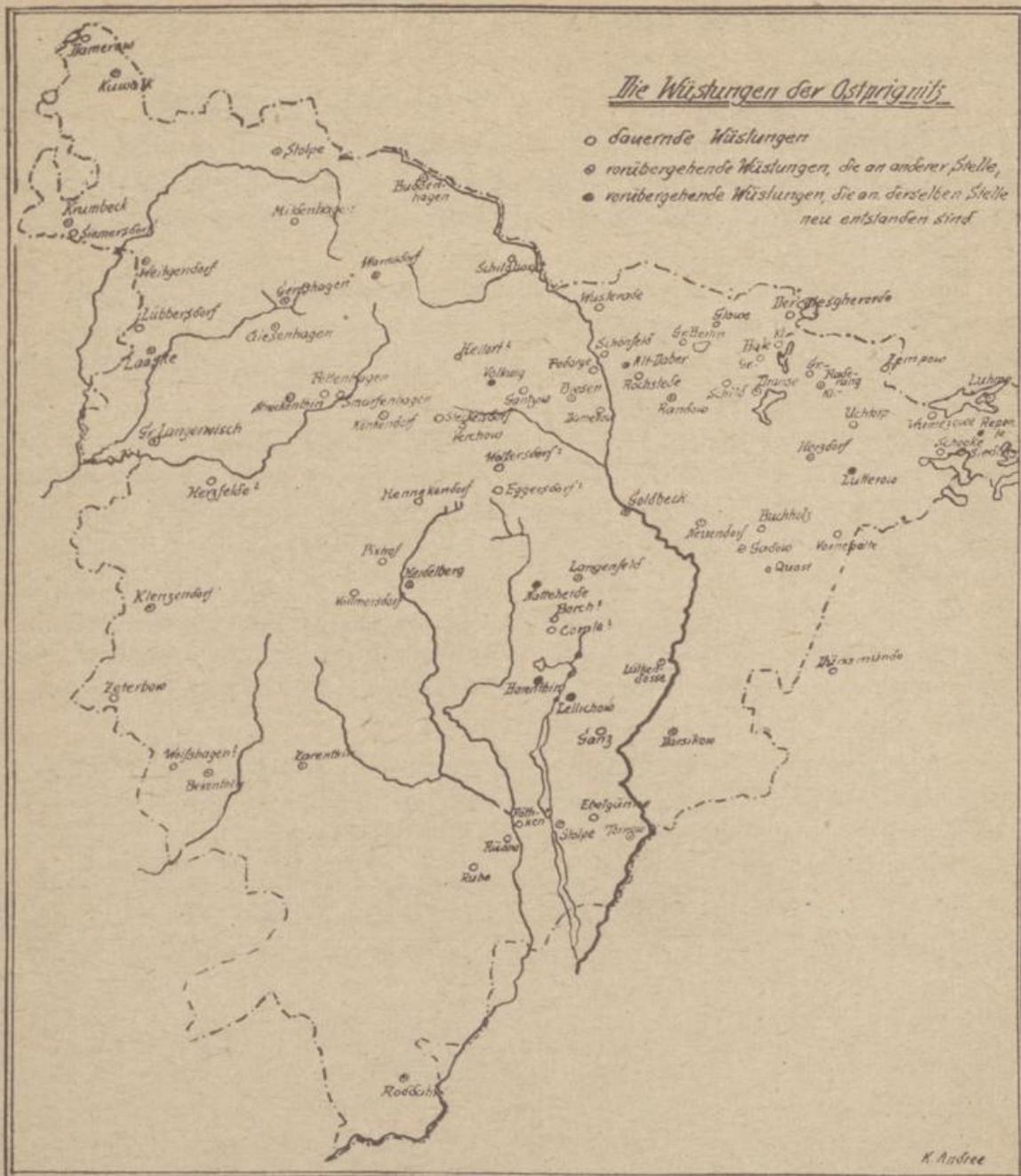
Alle diese Definitionen der Wüstung beziehen sich lediglich auf den Wohnort und können an sich noch nicht befriedigen; denn zu jedem Wohnort gehört notwendigerweise ein Stück Land, das irgendwie bewirtschaftet wird, sei es als Acker, Wiese, Weide, Wald usw., kurz also, eine Flur oder Feldmark. Feldmark und Wohnsitz bilden eine Einheit und ergeben als solche erst eine Siedlung. Beide sind daher auch bei der Betrachtung der Wüstung zu berücksichtigen.

Nicht immer wird der Begriff „Wüstung“ in diesem Umfang gebraucht. Während wir heute unter einer Wüstung zumeist den ehemaligen Wohnsitz verstehen, gebrauchte man ihn im Mittelalter zumeist für die Feldmark. Sie war in dieser Zeit der wichtigere Teil der Siedlung, da sie bei Nichtbestellung dem Grundherrn keinen Zins abwarf. Blieb ein solches Stück Land längere Zeit unbebaut liegen, so bestockte es sich in wenigen Jahren wieder mit Wald und verwandelte sich in Moor, Heide, Steppe oder dergleichen, wurde also zu dem, was wir im geographischen Sinne unter einer Wüstung verstehen.

Wir erkennen also, daß der Begriff „Wüstung“ komplizierter ist, als es zunächst erscheint. Deshalb war eine Klarstellung des Begriffsumfanges zunächst unbedingt erforderlich, da in der folgenden Zusammenstellung der Wüstungen der Ostprignitz lediglich das Wüstwerden des Wohnsitzes berücksichtigt ist.

Gruppieren möchte ich die Wüstungen nach folgenden Gesichtspunkten;

1. Dauernde Wüstungen,
2. vorübergehende Wüstungen, die an anderer Stelle neu entstanden sind,
3. vorübergehende Wüstungen, die an derselben Stelle wieder entstanden sind.



Sehr interessant wäre natürlich die Frage nach den jeweiligen Ursachen für das Wüstwerden der einzelnen Ortschaften. Die Antwort hierauf soll jedoch einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Die nachfolgende Zusammenstellung macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie soll Vergangenes festhalten und den Leser zum Nachdenken anregen über das, was einst gewesen ist, in ihm die Überzeugung festigen, daß alles einer bestimmten Entwicklung unterworfen ist, gleichzeitig aber auch seinen Blick hinlenken auf das Neue, das seit dem Aus-

gang des Mittelalters bis in unsere Gegenwart hinein an neuen Siedlungen entstanden ist.

Barenthin, nördlich von Kyritz, südlich von Königsberg, war im Mittelalter ein Dorf, das 1337, 1339 und 1340 urkundlich erwähnt wird. Danach wurde Barenthin eine wüste Feldmark. 1752 wurde an der gleichen Stelle vom Rittergut Wutike das Vorwerk Wüsten-Barenthin errichtet. Gruppe 3.

Groß-Bale und Klein-Bale werden erstmalig 1291 bzw. 1298 genannt und gehörten zum Dranser Mönchshof des Klosters Amelungsborn. Beide lagen in der Nähe der heutigen Baal-Seen. Groß-Bale ist bereits um 1300 wüst, Klein-Bale 1525. Gruppe 1.

Bekenthin (Bäkenthin, bentin) wird 1376 als Dorf genannt, 1448 ist es bereits eine wüste Feldmark und wird als solche 1508, 1534 genannt, später 1599, 1560 und 1688. Das mittelalterliche Dorf lag östlich vom heutigen Dorf Kunow. Nördlich davon entstand 1752 die heutige Kolonie Bekenthin. Gruppe 2.

Groß-Berlin ist eine Gründung des Altenkampener Mönchshofes Cotze am heutigen Mönchssee; 1311 genannt, 1445 beim Erwerb durch die Stadt Wittstock bereits wüst, lag am Ostrand der Wittstocker Heide, Gruppe 1.

Biesen, das Dorf wird 1420 durch Johann und Albrecht von Mecklenburg völlig zerstört; es lag wahrscheinlich an der Stelle von Neu-Biesen und wurde nach der Zerstörung an der heutigen Stelle erbaut. Gruppe 2.

Borch, mittelalterliches Dorf, das auf der Feldmark Christdorf gelegen haben soll. Urkundliche Angaben hierüber fehlen. Gruppe 1.

Wüsten-Boddin, auf der Feldmark Boddin, erscheint bereits 1486, 1495 und 1502 als wüst. Gruppe 1.

Buchholz, mittelalterliches Dorf auf den Feldmarken Gadow und Zootzen, bestand wahrscheinlich schon um 1300, ist 1525 wüst. Gruppe 1.

Buddenhagen war 1325 und 1328 ein Dorf in der Nordwestecke der Freyensteiner Feldmark, danach wurde und blieb es wüst bis ins 18. Jahrhundert. Die Kirchenruine und Fundamente sollen noch bis ins 19. Jahrhundert gestanden haben. Von 1752 bis 1754 ist die heutige Kolonie angelegt worden. Gruppe 2.

Covale, mittelalterliches Dorf, das auf der Feldmark Christdorf gelegen haben soll. Matthes nennt 1 km westlich vom Südausgang des Dorfes den Flurnamen „Die alten Dörfer“. Urkundliche Angaben hierüber fehlen. Gruppe 1.

Damelow, mittelalterliches Dorf, das zwischen der Roten Mühle und Biesen lag. Wahrscheinlich sehr früh wüst geworden, spielt die Feldmark in der Geschichte der Stadt Wittstock eine Rolle. Gruppe 1.

Damerow, mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Klein-Pankow in der Nähe des Blanken-Sees, durch den Flurnamen „die Damerower Stücken“ beurkundet. Gruppe 1.

Darsikow, erstmalig als Dorf erwähnt 1320, ferner 1418; 1449 und 1487 bereits wüst. Gruppe 2.

Dercelesgherorde, mittelalterlicher Ort, der in einer Urkunde vom Jahre 1298 erwähnt war. Er lag nach Matthes südöstlich von Sewekow, in der Nähe der Dasselfurth-Brücke. Gruppe 1.

Dobrekouwe, ein Ort, der nach Vogel auf der Feldmark von Wittstock gelegen haben soll. Gruppe 1.

Alt-Daber, Schäferei der Stadt Wittstock bei der Burg-Daber, ging 1712 infolge mangelnder Rentabilität ein, bzw. wurde nach Neu-Daber verlegt.

Neu-Daber, Vorwerk der Stadt Wittstock, wurde 1712 auf der alten Feldmark von Groß-Berlin errichtet, 1851 ging die Siedlung wieder ein. Gruppe 1.

Dranse, Klosterhof des Klosters Amelungsborn an der Weser, bestand von 1233 bis 1431, lag vermutlich am Nordrand des Dranser Sees. Der Klosterhof ging mit allen dazu gehörenden Dörfern 1431 in den Besitz des Bischofs von Havelberg über und geriet alsdann in Verfall. Gruppe 1.

Dramenitz, wird als Feldmark in der Nähe von Kyritz erwähnt.

Dünamünde, Klosterhof des Klosters Dünamünde in Livland, bestand 1232 in der Nähe des heutigen Forsthauses Dünamünde; wurde wohl noch vor Dranse wüst. Gruppe 1.

Ebelgünne, durch Flurnamen nordwestlich von Sechzehneichen bezeugt.

Eggersdorf, mittelalterliches Dorf auf dem südwestlichen Teil der heutigen Feldmark Liebenthal (Liebenthal selbst besteht erst seit 1752). Seine ehemalige Lage steht nicht genau fest. Urkundlich wird es 1375 als Dorf genannt. Gruppe 1.

Feltenhamen, durch Flurnamen bezeugte alte Dorfstelle auf der Feldmark Sadenbeck. Gruppe 1.

Gadow, bestand als Dorf 1325, wird vor 1525 wüst und um diese Zeit wieder neu erbaut. 1687 urkundlich wieder benannt. Das alte Dorf lag „etwas nördlich vom heutigen Kirchhof“. Gruppe 2.

Gantzow, das mittelalterliche Dorf wird nur einmal urkundlich erwähnt; seine Feldmark lag im Nordwestzipfel der heutigen Feldmark Zaatzke. Heute liegt dort noch die Ziegelei Gantzow. Gruppe 1.

Garzke, Ort, der nur von Vogel erwähnt wird und auf der Feldmark von Wittstock gelegen haben soll (vergleiche Dobrekouwe). Gruppe 1.

Ganz, wird 1503 als Dorf genannt, 1598 ist es wüst; wird des öfteren als wüste Feldmark in den Fretzdorfer Lehnbriefen erwähnt; von 1666 bis nach 1800 sitzen in Ganz die von Gühlen. Heute befindet sich im Ganzer Schloß eine Tbc-Heilstätte.

Gerdshagen, war 1325 ein Dorf und wurde danach wüst. 1608 ist bereits wieder ein Dorf, 1684 sind drei Rittersitze vorhanden.

Giesenhagen, war 1325 ein Dorf und wurde danach wüst; 1752 erfolgte die Wiederbesiedelung. Das alte Dorf lag nördlich, dort, wo der Weg von Gerdshagen in die Chaussee nach Meyenburg einmündet. Gruppe 2.

Glawe, 1311 gehört dieses mittelalterliche, nördlich vom heutigen Berlinchen gelegene Dorf zum Altenkampener Mönchshof Cotze. 1436, als dieser Besitz an die Stadt Wittstock übergang, war es bereits wüst. Der Platz, auf dem es einst gestanden, gehört heute zur Feldmark Berlinchen. Gruppe 1.

Goldbeck, bestand als Dorf bereits 1274, die Burg entstand später bis 1316. Gruppe 2.

Hellort, soll nach Klahre auf der heutigen Feldmark Ackerfelde bestanden haben. Gruppe 1.

Heidelberg, mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Heiligengrabe, das 1328 und 1350 genannt wird. Die heutige Siedlung gleichen Namens ist 1823 entstanden. Gruppe 2.

Henneckendorf, mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Heiligengrabe.

Herzdorf, lag an der heutigen Chaussee nach Rheinsberg, unmittelbar an der Grenze der Feldmark Schweinrich; es wird 1320, 1417 und 1492 urkundlich genannt, 1574 ist es wüst. Heute erinnert daran die 1753 entstandene Kolonie Herzdorf, die unmittelbar bei Schweinrich liegt. Gruppe 2.

Herzfelde, mittelalterliches Dorf auf der Feldmark Pritzwalk südlich von Schönhagen.

Hoppenrade, war 1344 ein Dorf; 1518, 1542, 1556, 1600 ist es wüst. Die heutige Siedlung ist 1752 entstanden. Gruppe 2.

Kacksdorf, ein von Vogel erwähnter Ort, der auf der Feldmark Kyritz gelegen haben soll.

Karnzow, war 1344 ein Dorf mit der slawischen Bezeichnung „Karintzowe“, 1438 und in der Folgezeit ist es wüst. Die heutige Siedlung ist nach dem Dreißigjährigen Kriege entstanden. Gruppe 3.

Klenzendorf, ist 1345 ein Dorf, 1424 wird es zerstört und niedergebrannt. Die alte Dorfstelle liegt an der Chaussee nördlich von Reckenthin, westlich von Klenzenhof. Gruppe 2.

Könkendorf, war 1317 ein Dorf, das rechts der Chaussee an der Nordwestgrenze der heutigen Gemarkung gelegen hat. Die heutige Siedlung ist 1752 entstanden. Gruppe 2.

Fortsetzung folgt



Zeichnung: H. Seller

Wenn bei einem Bau die Zimmerleute ihre Balken gesetzt haben, wenn eine handwerklich oft meisterhafte, bisweilen kühne Dachkonstruktion dem Gebäude sein zunächst noch recht luftiges Haupt gab, dann klettern die Zimmerer noch einmal in die Spitze, um mit frohen Scherzen und doch mit einer gewissen Feierlichkeit dort die Richtekrone anzubringen. Sie ist nicht nur das festliche Zeichen einer in ihrem Wesentlichen gelungenen Arbeit, sondern sie ist auch das Symbol eines gewichtigen Tages, der wohl wert ist, mit einem frohen Umtrunk oder mit einem kleinen Fest gefeiert zu werden. So ist das „Richtefest“ seit altersher ein guter und festgewurzelter Brauch. Wenn von der Spitze des Daches die Krone weit ins Land grüßt, wenn die bunten Bänder lustig im Winde flattern, wenn die Helfer des Tages, die Beteiligten und Interessierten und auch die Neugierigen ihre Blicke nach oben lenken, dann hebt dort in luftiger Höhe der Zimmerpolier das Glas, dann sagt er sein Segenssprüchlein für das Gebäude und den Bauherrn, und dann leert er, wie man es zum Wohl eines jeden guten Beginns tut, das Glas bis auf den Grund, um es schließlich, nachdem er es, neu gefüllt, auch an die Gehilfen da oben weiterreichte, schmetternd unten am Boden zerschellen zu lassen. Scherben bedeuten eben von jeher

Glück. Sie begleiten nicht nur das Hochzeitsfest zweier sich vereinigender Menschen, nicht nur den Stapellauf eines neuerbauten Schiffes, sondern sie erscheinen in ihrer sinnvollen Bedeutung eben auch beim Richtfest eines neuerstandenen Gebäudes.

Nun aber gab es dieser Tage in unserer Prignitz ein ganz anderes und recht eigenartiges Richtfest. Es fiel sehr aus dem Rahmen des üblichen, und doch wurzelte auch diese zum Glück seltene Form tief in altem Brauchtum des Zimmerergewerkes und in der Tradition der Bauhandwerker.

Da hatte die Urgewalt eines Orkans, wie er in unseren Breiten zum Glück selten ist, das hohe Dach vom Turm eines Dorfkirchleins unserer Heimat gestürzt. Zerschmettert lag das Gebälk und alles, was an ihm einst Kunst- und Sinnvolles von Menschenhand gefertigt worden war, unten zwischen den Grabkreuzen. Betrübt schauten die Dorfbewohner darauf, und sie, die sonst nicht sonderlich acht auf das Wahrzeichen ihres Dörfleins gegeben hatten, weil es eben so selbstverständlich zum altgewohnten Dorfbilde gehörte, merkten bald und täglich mehr, daß ihnen nun doch etwas fehle, und der Wunsch wurde dringlicher, daß über ihre Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude bald wieder das Türmlein sein Haupt recke, auf daß von ihm wieder die Glockenstimme den Sonntag, die frohen und die ernsten Stunden des menschlichen Lebens recht verkünden könne. Nun ist es aber heute nicht ganz leicht, unsere Wälder zu bewegen, ein paar Festmeter Holz für die Behebung solcher Schäden herzugeben. Doch die beauftragten Männer waren zähe, und endlich nach einem langen, zeitraubenden Weg durch alle vor- und nicht vorstellbaren Instanzen war es gelungen, die Scheine und sogar das nach der Planung des Baumeisters erforderliche Holz zu erlangen. Ein Sägewerk schnitt aus diesem die Balken und Sparren, die Latten und Bretter, die Zimmerleute sägten und stemmten und richteten zu, und nun war der große Tag da! Da aber hatte es die Laune des Zufalls oder irgend ein dummes Geschick gefügt, daß die Nachricht von dem bevorstehenden Richtfest nicht rechtzeitig beim Dorfältesten eintraf, und so war, als an dem festgesetzten Tage die Zimmerleute frühmorgens mit Lastauto und Holz an der Baustelle eintrafen, keine maßgebliche und den „Bauherrn“ repräsentierende Person des Dorfes zur Stelle. Als sie erfuhren, daß der Dorfälteste schon ganz in der Frühe zur Stadt gefahren sei, gingen unsere Zimmerer ohne viel Versäumnis und selbständig ans Werk. Es würde im Laufe des Tages schon jemand kommen! Die Balken reisten in die luftige Höhe, da oben klopfte und hämmerte es, die Menschen, die vorbeigingen, blieben stehen und schauten dem Werken zu — aber eine maßgebliche, amtliche Person erschien nicht! Am Vormittag nicht, und auch am Nachmittag nicht. Und als gegen Abend das Turmdach fertig gerichtet war, hatte sich noch immer keiner sehen lassen. Da schickte der Polier zum Haus des Aeltesten und ließ dort um einen Besen bitten. In Vertretung ihres noch immer abwesenden Mannes und

auch zuständigkeithalber für derlei Dinge stellte die Hausfrau, erfreut über den gemutmaßten Reinlichkeitssinn des „Mannsvolks“, gern einen solchen, wenn auch nicht den neuesten, zur Verfügung und gab ihn mit zur Kirche.

Soweit wäre alles gut. Auch als bei sinkender Sonne unser Ältester endlich von seiner ausgedehnten Stadtreise heimkam, tat sich noch nichts Arges. Als er, den Wald verlassend, sein Dörflein in leuchtender Abendsonne vor sich sah, grüßte ihn als erstes das neugerrichtete Balkenwerk hoch oben vom Turm. Überrascht und beglückt zugleich kam er näher, um sich an dem endlich gelungenen Werk zu erfreuen. Doch da stutzte er. Seine Augen rundeten sich. Was war das? Hoch an der Spitze des Turmes war ein Reisigbesen angebracht und ragte wie anklagend in die Luft. Am Besenstiel selbst war ein angenageltes Brettchen zu erkennen.

Was sollte das bedeuten? Dem biederen, für den Turmbau verantwortlichen Dorfältesten ahnte nichts Gutes. Er eilte nach Hause, und dort bestätigte ihm seine Hausfrau: „Jo, de hemm' sick von uns 'n Bessen holt!“ — Im Krug, wohin beflügelt sein nächster Weg ging, traf er die erhofften Mitbürger, und hier machte sich seine Empörung Luft. Man hörte kopfschüttelnd zu und zog dann voller Erwartung gemeinsam zum Turm. Tatsächlich, ein Besen reckte sich da oben stumm und struppig in den Abendhimmel. Man schaute sich diese eigenartige Richtekrone verwundert an. Ein paar jüngere Männer erboten sich zur Tat und kletterten kurzentschlossen hinauf, um dieses Ärgernis herunterzuholen und vielleicht des Rätsels Lösung zu finden. Sie brachten bald den unten Wartenden die wenig dekorative Turmzier herunter. Ihr Lachen fand seine Erklärung durch das angenagelte Brettchen. Es deutete mit seiner Beschriftung den Sinn des Ganzen. Auf ihm stand nämlich, mit dem Zimmermannsbleistift groß und deutlich hingemalt, der vorwurfsvolle Satz zu lesen:

Wi hemm' nicks kregen!



Zeichnung: H. Seller

Das also war des Pudels Kern! Da war der Aerger der Zimmerleute verständlich und auch die originelle Idee, sich so zu „revanchieren“. Das war ja fast wie eine dann und wann auf dem Dorfe übliche „güste“ Hochzeit, bei welcher sich auch nicht beachtete alte Gepflogenheit und nicht erfüllte berechnete Erwartung auf so derbe und humorvolle Art zu rächen pflegt! Solch etwas Köstliches war hier auch geschehen. Alles lachte. Nur unser Ältester war nicht zu beruhigen. Er kam jetzt erst richtig in Fahrt. Er nahm die „Richtekrone“ und feuerte den Besen, ihn fast mit dem klassischen Goethe-Zitat der angemessenen Funktion entkleidend: „In die Ecke, Besen! Sei's gewesen!“, voll Wucht in die dunkle Turmkammer. Und voll Groll erklärte er dabei, daß diese „Richtekrone“ eine Blamage und eine Schande für das ganze Dorf sei, daß man sich damit zum Gelächter rund herum machen werde, und daß er sich als der verantwortliche und beauftragte Bauherr ganz persönlich gekränkt und beleidigt fühle! „Dett kann ick nich up mi sitten loten!“

Doch mit der Zeit glätten sich ja auch die bewegtesten Wogen. Wenn er sich genügend Luft gemacht hat, verbraucht der Zorn. In der dunklen Nacht, wenn sich die Konturen runden und ihre Härten verlieren, ist man zudem oft viel weitsichtiger als am hellsten Tage, und wenn in solchen Stunden der Besinnung die nötigen geistigen Getränke dazu kommen, ist auch die rechte geistige Erleuchtung bald da. So gelang es denn, gemeinsam einen guten Plan zu schmieden und zwar nach der Devise: auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil! Und nach der Regel der Skatspieler, zu welcher Zunft sie fast alle gehörten: wer reizt, muß es sich gefallen lassen, daß er Kontra kriegt! Der Plan wurde prompt noch in der Nacht in die Tat umgesetzt. Danach strebte man befriedigt dem häuslichen Malepartus zu, schob sich in die heimische Lagerstatt ein und entschlummerte sanft in der Spannung, was wohl der morgige Tag bringen werde.

Als am nächsten Tage in der Früh die Zimmerleute wieder zur Stelle waren, um die Latten des Daches und die Schalung der Turmkleidung zu nageln, sahen sie gleich, daß ihr Besen verschwunden war. Als sie dann aber den Turm bestiegen, begrüßte sie oben als erstes wieder ihr Brettchen, nur daß es diesmal mit der Rückseite nach vorn festgeheftet war. Und von der ihnen entgegenleuchtenden, bisher unbeschrieben gewesenen Fläche kam ihnen als Kontra die Antwort auf ihre gestrige Anklage. Da stand:

Har'n ji't Mul upmukt,
har'n ji ok wat kregen!

Unsere biedereren Zimmerleute lasen das und guckten sich dann gegenseitig überrascht und schließlich immer mehr schmunzelnd an: So ist das gemeint? Na, das könnte man ja nachholen! — Das geschah, und es darf ohne weitere Verzögerung hier nun gesagt werden, daß, als es an diesem Tage

wieder Abend wurde, doch noch eine zünftige Richtekrone den Turm zierte, und daß es dann abschließend auch noch ein sogar sehr zünftiges Richtefest gab.

Die Lehre dieser Geschichte dürfte sein, daß man alte Sitten und Gebräuche doch immer recht achten, ehren und pflegen soll. Sie sind immer sinnvoll und aus einem schönen, reichen Volksempfinden entstanden. Sie würzen die Dinge des Lebens und selbst des werkenden Alltags, und sie geben manchem nüchternen Vorgang festlichen Glanz. Viele dieser Bräuche sind tot, vor allem solche, die die Arbeit begleitet haben. Die Maschine hat ihnen den Garaus gemacht. Achten wir darauf, daß die fortschreitende Mechanisierung und die wohl damit verbundene Tendenz des Jagens nicht auch noch die letzten tötet und damit die Dinge des Gemüts und der sinnvollen Freude immer mehr aus unserem Leben verschwinden läßt.

Zweitens dürfte man aus dieser Geschichte wieder einmal erkennen, daß mit einem rechten Humor alles leichter geht, und daß unter der Sonne der Heiterkeit die Dinge besser gedeihen, als es unter Zank und Streit möglich wäre. Auch das kann man sehen, daß Aufgeschobenes niemals Aufgehobenes zu sein braucht.

Als etwas recht Kostbares aber kann man in dieser Geschichte spüren, daß manche verfahrenere Sache ohne unser liebes Platt doch wesentlich komplizierter erscheinen würde. Wie hätte die hochdeutsche Sprache es fertigbringen können, hier so treffend zu beanstanden und so drastisch und doch zugleich einrenkend, ohne Stachel und Spitze, zu vermitteln. Wie bieder, anheimelnd und hausbacken klingt das heimatliche Platt! Und wie löst es, trotz aller oft durchklingenden Derbheit in vielen Dingen sofort ein Leuchten und Schmunzeln aus, weit eher, als die vornehme, in ihrem Gehabe oft geziert dahertrabende hochdeutsche Schwester es vermöchte. Wie verschönt es so unser Leben und läßt die Verbundenheit von Mensch zu Mensch sehr viel inniger und herzlicher sein. Tun wir das unsrige, auch der Mundart ihren Platz im nationalen Kulturerbe unseres Volkes zu sichern!

In unserem Dörflein steht nun seit Wochen wieder der Turm hoch und festgefügt über dem Häuflein der sich um ihn drängenden Häuser, Scheunen und Ställe. Wenn die Einwohner an ihm vorbeigehen, schauen sie zu ihm hinauf, freuen sich an ihm und freuen sich wohl auch der Geschichte seines Richtefestes. Aber auch die „Fremdlinge“, die in das Dörflein kommen, werden es nach dem Lesen dieser Geschichte tun. Und der Fremdlinge sind, besonders zur schönen Sommerszeit, nicht wenige, denn das Dörflein liegt idyllisch am Stepenitzstrand und am Bergeshang, mitten in der lieblichen Landschaft, die der Volksmund im heimatlichen Stolz die „Lüb-zower Schweiz“ nennt.

Alter Richte-Spruch

Als Ergänzung zu unserem Artikel „Richtefest“ veröffentlichen wir nachstehend einen Auszug aus einem alten Zimmermannsspruch. Das handschriftliche Original, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, befindet sich im Heimatmuseum Perleberg.

A. H.

Gott grüß euch alle insgemein,
soviel ihr hier versammelt sein,
diesen neuen Bau anzuschauen,
Herren, Frauen und Jungfrauen.
Mein Gruß ist auf euch alle gericht,
sonst wär ich kein rechtschaffener Zimmermann nicht.
Ich bitte, Sie wollen ein wenig stille stehn
und sich unser Bauwerk gnädigst besehn.
Auch meine Worte günstig hören an,
wenn ich auch nicht alles so setzen kann,
und mich nicht höhnisch auslachen,
wenn ich's in allem nicht recht kann machen.

Wir haben heute durch Gottes Macht
diesen Bau in seinen Stand gebracht.
Meister und Gesellen haben alles bedacht
und diese Arbeit mit Fleiß gemacht.
Besonders frag ich mit frischem Mut,
wie dem Bauherrn der Bau gefallen tut.
Gefällt er ihm wohl, so ist es recht,
gefällt er ihm nicht, so steht es schlecht.
Weil wir aber gar keinen Fleiß gespart,
besonders alles aufs beste verwahrt,
mit Holz und Arbeit recht versehen,
so hoff' ich, wollen wir recht bestehen.
Wofern sich dennoch, vorn oder hinten,
daran noch sollte ein Mangel finden,
so wollen wir darauf sein beflissen,
nach allem unserem besten Wissen
dem Bauherrn allen seinen Willen
durch gute Änderung zu erfüllen.

Als ein Zimmermann bin ich bekannt,
ich hab' gereist durch manches Land
und hab in manchen lieben Jahren
was rechts vom Handwerk wohl erfahren.
Ich bin gewesen im Lande zu Sachsen,
da die Jungfern auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich mich nicht anders bedacht,
so hätt' ich mir eine mitgebracht.
Ich habe mir keine mitgenommen,
weil die Ware auch wohl hier sei zu bekommen.

Eine Jungfer hat diesen Kranz gemacht.
Ich hätte es nimmermehr gedacht,
daß sie auch hier zu unseren Sachen
würden so einen schönen Zierat machen.
Möge mir Gott meinen Wunsch gewähren,
und mir auch ein solch schönes Mädchen bescheren.
Wenn die sich mit ihrem Brautkranz wird zieren,
so will ich sie fröhlich zum Traualtar führen.

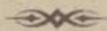
Gott Lob, daß durch die Arbeit unserer Hände,
dieser Bau gebracht zu einem guten Ende.
Wir danken auch vor anderem allen,
daß keiner sich zunichte gefallen,
daß wir geblieben sind frisch und gesund,
dafür sei Gott Dank von Herzensgrund.

Hier steht der Bau nun mit Schwellen und Pfosten,
das wird unserm Bauherrn eine gute Mahlzeit kosten.
Unterdessen scheint, er tut mir winken,
ich soll eins auf seine Gesundheit trinken.
Es mag so gemeint sein oder nicht,
weil mich aber sogleich der Durst anficht,
so werd ich mich an einem guten Trunk ergötzen
und dies Glas an meinen Mund nun setzen.
Es soll unser Bauherr und seine Familie leben
und unser Meister auch daneben!

Ich wollt es dem Bauherrn wohl selber bringen,
aber es ist zu hoch, herunter zu springen,
darum werd ich mich nicht lange bedenken
und das Gläslein nach der Erden schwenken.

Dürstet dem Bauherrn wie mich gleichermaßen,
so kann er sich selbst eins einschenken lassen,
doch bei dem Trinken das liebe Essen
das mag unser Bauherr auch nicht vergessen!
So bescher er uns warmes und nicht zu heiß,
wenig Kohl und dest mehr Fleisch,
einen guten Braten warm und kalt,
dabei hübsche Jungfern 3 mal 6 Jahre alt.
Und wer vor diesem Gerichte graut,
der ist nicht wert, daß er ein solches Haus erbaut.

Nun Herr Gott, Schöpfer dieser Welt,
dessen mächtige Hand alles erhält,
du wollest auch diesen neuen Bau behüten
und ihn mit Segen überschütten,
bewahren vor Feuer und Ungewitter,
daß die ihn nicht legen darnieder,
und segnen alle in diesem Haus,
die darin gehen ein und aus.
Du wollest unserm Bauherrn vornehmlich geben,
Gesundheit und ein fröhliches Leben.
Du wollest ihn segnen in dieser Zeit
und dort hernach in Ewigkeit.



Die Windmühle von Zietensaue

An der südlichen Grenze des Kreises Kyritz liegt das Dorf Bartschendorf mit der Kolonie Zietensaue. Dort steht die alte Windmühle, die im Jahre 1774 von dem Müller Martin M i c h a aus Buchholz im Mecklenburgischen erbaut wurde.

Micha wurde in diesem Jahre von Friedrich II., neben anderen Kolonisten, angesetzt. Zu seiner Windmühle wurde ihm das Bauholz geliefert, den Bau selbst mußte er auf eigene Kosten ausführen. Auf dem Balkenbrett in der Mühle ist noch heute Jahr und Tag der Fertigstellung zu lesen. Zu seiner Windmühle bekam er noch 50 Morgen Bruchboden, die er roden und kultivieren mußte. Wohnhaus, Stall und Scheune wurden ihm fertiggebaut übergeben. Alles gerodete Stammholz mußte er an das königliche Forstamt abliefern, die Wurzelstöcke und Äste konnte er behalten als Brennholz und zur Anlage von Zäunen und Einfriedigungen. Um nun dem Müller Micha auch das nötige Mahlgut zu verschaffen, hatten die Kolonisten und Hopfengärtner zu Siegrothsbruch, zu Giesenhorst, zu Zietensaue, zu Bartschendorf und zu Michaelisbruch nur in der Mühle von Zietensaue mahlen zu lassen, oder, wie der Ausdruck lautete, sie waren als Mahlgäste für diese Mühle angewiesen. Der Erbzinsvertrag sieht vor, daß Micha für die Mühle zwei Freijahre und für das sogenannte Holländer Gut in Größe von 50 Magdeburger Morgen, das er gleichfalls bekam, und zwar von Trinitatis 1778 an gerechnet, für die Mühle und die Landwirtschaft 94 Taler, und zwar für die Mühle 74 Taler und für das sogenannte Holländer Gut 20 Taler zu zahlen hatte. Der Müller war verpflichtet, die ihm angewiesenen Mahlgäste „aufrichtig zu behandeln“ und nur die zulässige Metze zu nehmen, andernfalls er zur Verantwortung gezogen und bestraft worden wäre. Falls die angewiesenen Mahlgäste nicht zu seiner, sondern zu einer anderen Mühle gehen, würde gleichfalls eine Bestrafung derselben eintreten. „Das Bier und der Brandwein, so derselbe in seiner

Wirtschaft konsumiert, muß derselbe aus der hiesigen Amts-Brauerei und Brennerei (Dreetz) nehmen.“

Bei eintretenden Unglücksfällen mußte er den Schaden selbst tragen und konnte nicht einen Erlaß der Abgaben verlangen. Sollte durch Schadenfeuer ein Brand in der Mühle oder in seinen Wirtschaftsgebäuden entstehen, erhielt er nur das erforderliche Bauholz, alles übrige mußte er selbst bezahlen. Micha wurde außerdem verpflichtet, die ihm zugewiesenen Mahlgäste ordentlich zu behandeln, sein Grundstück in guten Stand zu setzen und den vorerwähnten Zins nach Ablauf der Frei-Jahre prompt abzuführen.

Heute steht die Mühle verlassen da, ohne Flügel und ohne Einrichtung, sie ist alt und morsch und wird bald ganz verschwinden. Nur das Balkenbrett und die Wetterfahne werden im Heimatmuseum Kyritz eine bleibende Stätte finden und Kunde geben von der Existenz der Zietensauer Windmühle.



Foto: Reinhard Sauer, Perleberg

Februarsonne im Hagen, Perleberg

Die Kattenstiegmühle

Königsberg ist eine Ortschaft, die im südlichen Zipfel des Kreises Wittstock liegt. Quer durch das Dorf führt eine Straße, die Blumenthal, Grabow und Königsberg mit Herzprung und damit mit der Chaussee Wittstock—Kyritz verbindet. Gleich hinter Königsberg zweigt in südöstlicher Richtung ein Landweg ab, an dem ein Stein mit der Aufschrift „Kattenstiegmühle“ steht. Folgen wir diesem, so kommen wir nach zwei Kilometern an eine Mühle, die ringsum vom Wald umgeben ist. Es ist die sogenannte Kattenstiegmühle, die am idyllischen Kattenstiegsee liegt.

Gewaltig und dunkel stehen an der einen Seite des Sees alte Fichten, die weiterhin von Schwarzerlen, Haselsträuchern und Weidengestrüpp abgelöst werden. Auf der anderen Seite sehen wir lichterem Kiefernwald verschiedenen Alters. Der See selbst ist ein wahres Paradies für die Angler der näheren und weiteren Umgebung, da er sehr fischreich ist. Sonntags und nach Feierabend sieht man deshalb auch mehrere Kähne, in denen die Jünger Petris geruhsam ihre Angeln auswerfen.

Die heutige Mühle ist ein modernerer zweistöckiger Bau, der an der Stelle der alten entstanden ist. Laut Urkunden, die heute aber nicht mehr auffindbar sind, soll die alte Mühle schon um das Jahr 1200 existiert haben. (Diese Angaben sind mündliche Ueberlieferungen einiger Einwohner der Gemeinde Königsberg). Die Bezeichnung „Kattenstiegmühle“ soll zu dieser Zeit schon üblich gewesen sein. Der Name ist wahrscheinlich auf eine der schönsten Sagen zurückzuführen, die in dieser Gegend bekannt ist, nämlich die Kattenstiagsage. Ihr Ursprung ist selbstverständlich nicht mehr festzustellen. Hier wird aber angenommen, daß der Ort, an dem die frühere Mühle stand, von dichtem Urwald umgeben war, so daß die Umgebung düster und geheimnisvoll wirkte. Besonders unheimlich mag es bei Sturm, Gewitter oder auch nachts gewesen sein. Sicher haben in dieser Zeit viele Menschen den Ort gemieden oder nur sehr ungern aufgesucht, da damals der Aberglaube die Menschen noch stark beeinflusste.

In dieser Zeit etwa mag die Kattenstiagsage entstanden sein, die im vergangenen Jahr von der Puppenspielgruppe der Zentralschule Königsberg zu einem abendfüllenden Stück gestaltet wurde. Auch eine Tonbandaufnahme wurde von ihr versuchsweise in Königsberg angefertigt.

Hier ist nun die Sage:

Vor langer Zeit wohnte hier ein fleißiger Müller, der eine wunderschöne Tochter hatte. Ihre Schönheit war so groß, daß man weit und breit davon

sprach und von überall die Müllerburschen kamen, um beim Müller in den Dienst zu treten und eventuell die Tochter heiraten zu können. Diese war aber sehr hochmütig und wies die vielen Freier kurzerhand ab. Außerdem fand man jeden Bewerber am nächsten Morgen tot in der Mühle in seinem Bett. Niemand fand hierfür eine Erklärung. Es konnte nicht anders sein, als daß der Teufel selbst sein böses Spiel trieb. So kam es, daß allmählich jedermann diesen Ort mied.

Ein Müllerssohn aus der Umgebung von Potsdam erfuhr von dieser Geschichte. Da er an Spuk und böse Geister nicht glaubte, beschloß er, trotz aller Warnungen, sein Glück zu versuchen. Der Müller warnte ihn eingehend und wies auf das Ende seiner Vorgänger hin. Der junge Mann ließ sich aber nicht beirren. Er bat um einen Säbel, zwei Öllampen und ein Stück Kreide und begab sich in die Stube, in der er übernachten sollte. Dort stellte er sein Bett mitten in die Stube und zog rundherum auf dem Boden einen Kreidekreis, wobei er einen alten Spruch hersagte. Dann nahm er seinen Säbel, stellte sich in den Kreis und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Kaum war von der Königsberger Kirche der letzte mitternächtlige Glockenschlag verhallt, da war schon ein fürchterliches Toben zu hören. Das Fenster der Stube wurde aufgestoßen und herein sprangen unter wütendem Geheul drei mächtige schwarze Katzen, die von einem im Hintergrund stehenden Kater angefeuert wurden. Sie versuchten, an den Burschen heranzukommen, um ihn zu erwürgen. Dies war aber nicht möglich, da die Katzen den Kreidekreis nicht überschreiten konnten. Immer wütender wurden sie, vor allem der große Kater, der seine Beute nicht erreichen konnte. Der Müllerbursche aber stand während dieser Zeit in dem Kreis und gab mit dem Säbel gut Obacht. Als eine Katze ihre Krallen ein Stückchen über den Kreidestrich setzen konnte, schlug er mit seiner Waffe kräftig zu. Unter noch stärkerem Geheul sprangen die Katzen aus dem Fenster und suchten das Weite. Der junge Mann aber legte sich ins Bett und schlief bis zum hellen Morgen. — Als die Sonne hoch am Himmel stand, ging der Müller in die Stube, um nach seinem Gast zu sehen. Er glaubte ihn ebenso wie seine Vorgänger aufzufinden. Wie staunte er aber, als er frisch und munter im Bett lag. Der Bursche erzählte sein nächtliches Erlebnis. Als man näher hinsah, fand man auch die abgeschlagenen Krallen, die sich als Menschenfinger erwiesen. Die Angelegenheit sprach sich herum, und es stellte sich heraus, daß seit dieser Nacht einem jungen Mädchen in Königsberg ein Finger fehlte. Nun kam es heraus, daß die Mädchen in Königsberg neidisch auf die schöne Müllers-tochter waren und ihr die vielen Freier nicht gönnten. Sie hatten mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen, der sie nachts in Katzen verwandelte und ihnen bei der Ermordung behilflich war. Sie wurden alle schwer bestraft, und seit dieser Zeit hörte der Spuk auf. Der unerschrockene Bursche aber heiratete die schöne Müllerstochter und lebte glücklich und zufrieden.

Das Heft enthält:

	Seite
Otto Wostmann: Eine Wanderung durch die Breddiner Schweiz	33
Hermann Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge	37
Werner Mayer: Einiges über die wirtschaftliche Struktur des Kreises Pritzwalk	42
Marta Thiedke: Unschuldig (Gedicht)	45
K. Andree: Die Wüstungen der Ostprignitz	48
Albert Hoppe: Richtefest	53
Erich Maennel: Die Windmühle von Zietensau	61
Gottfried Patzner: Die Kattenstiegmühle	63

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Verschneiter Weg bei Wusterhausen . Foto: Walter Klöppel, Wusterhausen

Februarheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 44-57 - 6237

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100